



Ruth Pfau

## Leben ist anders

### Bilanz eines abenteuerlichen Lebens

(Auszüge aus dem gleichnamigen Buch, hrsg. von Rudolf Walter, Freiburg i. Br.: Herder 2014)

---

#### Wirklich kein Warum?

Ich wollte (und will auch nicht) den Eindruck erwecken, dass das, was mich durch ein abenteuerliches Leben, währenddessen wir die Lepra in Pakistan in den Griff bekommen haben, dass mich das auch durch die Probleme und Möglichkeiten des Alters brächte. Dass ich „Antworten“ gefunden und gegeben hätte. Das Leben ist anders. Wie? Ich wusste es natürlich, dass es „auch“ anders ist. Aber es war vorher nicht so verletzend, so bedrohlich, so unsinnig, so fordernd, so ganz und gar „ohne Warum“. Wie? Das lag, das liegt eben an IHM.

Was war passiert? Damals, als alles begann, habe ich nicht viel gefragt: Ich musste nur die Augen zumachen und dann war der Kontakt mit Ihm da. Davon habe ich gelebt. In all den Jahren, in allen Gefahren. Heute weiß ich, dass das ein Geschenk war. Sicher nicht nur für mich. Es war ja auch ein Geschenk für andere, weil die Lepra überwunden ist. Das ist vorbei. Wenn ich heute sagen sollte, warum ich noch Christin bin, dann ist es eben nicht mehr die fühlbare Liebesgeschichte. Aber ich kann Ihn doch jetzt nicht alleinlassen.

Ich hatte Momente der Erfahrung: ER ist da. Es geschah oftmals in Verbindung mit einer Landschaft. Es verbindet sich etwa mit den stundenlangen Fahrten durch die dürre Steppe in Baluchistan. Trockenes, dürres Gelände. Manchmal Stauden, Dornsträucher, Mimosen, deren gelbe Blüten wie Bällchen auf den Boden fallen, wie ein Teppich, sonst kaum eine blühende Pflanze. Eine Gegend, in der nichts ablenkt. Zeit zum Meditieren hatte ich vor allem im Jeep. Und da war ein Hügel, auf den ich immer wieder stieg. Ich weiß nicht einmal mehr, mit wem ich unterwegs war. So konkret, so erfüllend, so stark war diese Erfahrung, dass sie alles andere auslöschte. Ich ging auf diesen Hügel, und ich wusste: ER würde kommen. Wir haben uns über das ausgetauscht, was in meinem Leben geschah. Und es geschah immer wieder, dass Er plötzlich wegging, ohne es mir zu erklären. Ich fragte immer wieder: „Warum kann ich da nicht mitkommen?“ Seine Antwort: „Das schaffst du noch nicht.“ Und meine Bitte war immer: „Dann versuche es doch wenigstens einmal.“ Ich hatte das Gefühl, Seine *eigentliche* Mission kommt erst „danach“. Das mochte ich nicht. Warum konnte ich nicht Seine *eigentliche* Mission teilen?

Was ist das Besondere an diesen Erfahrungen? Ich kann darüber nicht sprechen. Wie könnte ich auch davon reden? Von Gott zu reden ist kein Kinderspiel. Alle, die Erfahrungen mit Ihm gemacht haben und versucht haben, sie mitzuteilen, wissen das. Die Worte, mit denen man eine solche Erfahrung beschreiben könnte, sind zu abgenutzt, zu banal. Aber es folgt etwas aus dieser Erfahrung, sie bleibt nie folgenlos, das ist klar.

Es gibt weitverbreitete Bücher, in denen fromme Nonnen von ihren Privatoffenbarungen erzählen, in denen Jesus in der Sprache geistlicher Traktate zu ihnen spricht. Ich maße mir darüber kein Urteil an. Das ist aber nicht das Meine. Ich will auch gegenüber anderen keine Nonne sein, die außergewöhnliche, begnadete Erfahrungen gemacht oder gar Privatoffenbarungen erlebt hat. Ich bin eine normale Frau, eine Intellektuelle ohne mystizistische Neigungen oder besondere spirituelle Begabungen. Dass Er sich in mich verliebt hat, wie Er sich in den Stamm Israel verliebt hat: Das war nicht, weil dieser Stamm der größte, der intelligenteste ist. Sondern weil es Israel war. Wen die Liebe erwählt, warum sie jemand vorzieht, das ist ein Geheimnis, und was da geschieht, ist nicht erklärbar. Es gehört in den Bereich einer Intimität, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Es bleibt ein Geheimnis.

Der „Erfolg“ verblasst hinter dem, was ich jetzt erfahre. Was im Moment spirituell bei mir geschieht, ist etwas, was ich nicht mag. Ich kann mich mit dem, was das Christentum uns zumutet, nicht abfinden. Das, was ich immer gesagt und gedacht habe: Gott hat die Menschen zum Glück geschaffen – das ist eine naive Aussage, die geschichtlich nicht trägt. Das ist die Erfahrung auf der Wegstrecke meines Lebens, die ich jetzt gehe. Der Austausch mit IHM, das Wissen, dass ich in Seiner Liebe bin, das war mein ganzes Leben. Und diese Erfahrung war so wichtig, dass sie mein geistliches Leben so geprägt hat, dass ich sagen kann: *Das bin ich*.

Rückblickend denke ich heute oft: Ich habe die Menschen, mit denen ich unterwegs war, nur als Begleiter gebraucht, weil man in Pakistan als Frau nicht allein unterwegs sein kann. Aber was mich angeht, da wo ich wirklich *ich* war, habe ich keine anderen Menschen gebraucht. Ich habe mir auch oft überlegt, ob in dieser ersten Phase meines Lebens nicht die anderen Menschen zu kurz gekommen sind. Ich weiß kaum mehr, mit wem ich damals unterwegs war. Klar, da waren Abdullah, Lobo, Hamid.

Aber da war vor allem *eine* Geschichte: Er und ich. Er, „My Lord“, war im Zentrum. Das ist heute anders. Jetzt brauche ich Menschen.

Ich hatte – gefühlsmäßig – keine Zweifel damals. Zu zweifeln wäre mir nur dumm vorgekommen. Manche Menschen haben mich damals um meine Sicherheit beneidet. Heute käme es mir naiv vor, nicht zu zweifeln. Und ich kann diesen Menschen heute nur sagen, dass diese Sicherheit auch nicht trägt. Ich bin heute in einer Situation, in der bei mir etwas – wenn nicht ins Kippen kommt, so doch fragwürdig geworden ist. Sicher, wir haben die Lepra in den Griff bekommen. Aber die Genugtuung darüber hat nicht durchgehalten. Es war ja auch nur ein Teil der Wirklichkeit. Es ist heute die Gesamtsituation, die mich verzweifeln lässt. Nicht nur ein Einzelschicksal. Das Ganze kann einen verzweifeln lassen. Es kann einen ins Finstere versinken und an jeder Zukunft zweifeln lassen. Ich weiß nicht mehr, was Gottes Perspektive auf die Welt ist. Wie kann ich mich Ihm noch zugehörig fühlen? Wie kann ich das große Ja, das in der fraglosen Liebe ist, durchhalten? (S. 19–24)

\*\*\*

Ich bin nicht ungetrieben von der Notwendigkeit, die Theodizeefrage zu klären und gar schlüssig zu beantworten: Warum lässt der gute Gott uns leiden? Wenn ich den intellektuellen Schritt mache und die Definition zulasse, dass Gott unendlich ist – wie könnte ich endlicher Mensch den unendlichen Gott fragen, wieso machst Du, was Du machst? Er kann mich verstehen, ich kann Ihn nicht verstehen. Damit muss ich leben. Nicht, dass ich sagen würde, ich weiß, dass Er mich nicht mehr versteht. Ich spüre es nur nicht. Das ist nicht das Gleiche. Wieso geht Er aber die Beziehung mit uns ein? Ich verstehe es nicht. Aber es ist ja nicht mehr so lange: Dann werde ich Gelegenheit haben, all das zu fragen. Ich erfahre auch Seine Wirklichkeit jetzt anders: als Rätsel, als Geheimnis. Und bin damit der Wahrheit wohl näher als früher. Aber ich wollte früher auch nicht mehr Wahrheit. Ich wollte mehr Nähe. Doch das ist mein Problem. Nicht Seines. Ich bin froh, dass ich wieder etwas Sinnvolles zu tun habe. Damit ich nicht so viel nachdenken muss.

Ich kann auch die Psalmen nicht mehr beten. Nicht nur mit ihrem Schöpfungspreis. Auch die Klagepsalmen fallen mir schwer. Meine Frage bleibt: Wieso schafft Gott eine Welt, von der man sagen muss: Das ist schiefgegangen? Schafft man denn Menschen, damit sie unglücklich sind? Schön und gut, dass Er das Leiden der Welt am Ende selber durchlitten hat. Aber war das ganze Drama denn wirklich nötig?

Und ich habe keine Antwort. Keine Antwort jedenfalls, die mich überzeugt. Ich glaube auch nicht, dass es eine Antwort gibt. Ich habe deshalb nur einen Überlebenstrick: Ich bin wieder in die Arbeit, den „Dienst“ zurückgegangen. Die Arbeit für diese Menschen, die leiden, hat mich wieder sinnvoll abgelenkt von dem Starren in dieses dunkle Loch. Wenn Er sich verhüllt, übernehme ich selber wieder Verantwortung. Dann versuche ich durch meine sinnvolle Arbeit zu reagieren. Ich kann

aber nicht sagen: Dadurch wird auch Dein Schweigen sinnvoll. Das Rätsel bleibt, und auch der Skandal.

Ich habe immer das Maximum gegeben.

Aber was ich heute mache, hat mit „Arbeit“ nichts zu tun. Ich musste nur ablenken. Da war die Erfahrung einer Leere. Ich muss ja irgendetwas mit mir machen. Und wenn ich hier etwas tue, dann hilft das anderen. Was soll ich denn sonst tun? Ich kann doch nicht im Bett

liegen und nichts tun. Ich kann doch nicht den ganzen Tag in der Kapelle sitzen. Es gibt keine theoretische Antwort auf die Frage nach dem Leiden und dem Bösen. Die einzige Antwort ist die der Liebe, die möglichst versucht, Leid und Bosheit zu verhindern. In Widerstand und Ergebung. Sich zu engagieren und etwas zu tun gegen das Leid, ist eine sinnvolle Reaktion auf das Leiden. Selber aktiv Verantwortung zu übernehmen, ist ein konstruktiveres Umgehen mit der Frage nach dem Sinn als alle theoretischen Überlegungen und alle abstrakten Gedanken. Ergebung ist die andere Antwort. Es ist die Antwort Jesu in der letzten Verzweiflung: „Vater, es geschehe Dein Wille.“ Wenn ich sage: Du musst wissen, was Du machst! Du hast das Recht dazu. Und nicht: Ich steige aus! Dann ist es diese Haltung.

Zwischendurch, knapp zwei Jahre, habe ich versucht, den Ruhestand zu leben. Jetzt bin ich mit meinen 84 Jahren wieder im Projekt. Das lenkt mich ab. Aber ist es wirklich nur Ablenkung? Es war dringend wichtig, dass ich meine medizinischen Erkenntnisse und organisatorische Erfahrung einbrachte. Und vielleicht ist das Seine neue Gegenwart: Das Heute, das Jetzt. Die Menschen um mich herum. Die Achtsamkeit auf das, was geschieht. Der Anruf der Gegenwart. Er ist heute noch viel fordernder denn je. Und das gilt wohl nicht nur für Karachi, für Pakistan. Es gibt so viel Leid, so viel Einsamkeit überall...

Vielleicht liegt gerade darin auch die Möglichkeit von Hoffnung: Vertrauen wächst durch Achtsamkeit, durch den Blick aufs Konkrete. Durch Konzentration auf den Augenblick, auf den Nahbereich. (S. 28–32)

## Selig, die am Frieden arbeiten

Mein Leben in Pakistan hat mich darin bestärkt: Wer Hass mit Hass zu begegnen versucht, hat schon verloren. Gewalt lässt sich nur unterlaufen. Gandhi hat durch Gewaltlosigkeit viel erreicht. Auch Jesus: Er ist selber in die Mühlen der Gewalt geraten, aber er hat keine Gegengewalt angewandt. „Wenn ich wollte, könnte ich zehn Legionen von Engeln von meinem Vater erbitten ...“

Die Samen der Gewalt sind viele. Sie gehen in den Seelen der Menschen auf, vergiften das Verhältnis zwischen Menschen und können auch eine Gesellschaft zerstören. Der Gewalt wirksam zu begegnen und die Kraft, die in der Aggression steckt, zu verwandeln, das ist mühsam und oft langwierig. Sicher ist nur: Frieden lässt sich nicht erzwingen und nicht herbeibomben. Und Frieden fällt nicht vom Himmel. Frieden ist Arbeit. Und verlangt Phantasie. Ich bin

überzeugt: Gewaltlosigkeit, Gerechtigkeit und Liebe sind der Weg zum Frieden. Frieden hängt aber auch mit mir selber zusammen. Frieden kann nur jemand verbreiten, der auch Frieden in sich gefunden hat. Man hat schon genügend zu tun, die Konfliktherde in der eigenen Familie abzubauen, die ja in der Regel mit einem selber zu tun haben. Aus einem Feind einen Freund zu machen – das ist der Prüfstein. Wenn einem das gelingt!

Misstrauen zwischen religiösen Gruppierungen ist ein offenkundiges Faktum. Und auch Gewalt. Da ist etwa der Hass zwischen Schiiten und Sunniten. Was der Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten ist, wissen die meisten gar nicht. Das hat weder – wie in Nordirland zum Beispiel der Krieg zwischen Katholiken und Protestanten – eine ökonomische Komponente noch gibt es Rangunterschiede in der sozialen Skala. Es ist auch nicht so, dass es konkrete Probleme oder Irritationen gibt, wie es etwa das Schächten in Deutschland im Konflikt zwischen Muslimen und Nichtmuslimen war. Sunniten und Schiiten schächten beide in gleicher Weise. Die Frauen tragen in beiden Konfessionen die gleiche Kleidung. Beide sind Muslime. Aber sie bringen sich sogar während des Gebetes um. ...Und dann die gezielten Morde: Da wird ein Bus auf freier Strecke von Menschen mit Maschinenpistolen aufgehalten. Sie kontrollieren die Ausweise (in die auch die Religionszugehörigkeit eingetragen ist): Sunniten nach rechts, Schiiten nach links. Und die Schiiten werden erschossen. Umgebracht. Einfach so! Den Sunniten passierte nichts.

Der Konflikt geht zurück in die Zeit des Propheten, als Mohammed starb und seine Nachfolge geregelt wurde. Für die Schiiten kamen nur leibliche Nachfolger Mohammeds in Frage, also nur die Abkömmlinge seiner Tochter. Die Sunniten dagegen setzten auf einen männlichen Kalifen, also einen gewählten Führer. Die einen werfen dem anderen vor, dass sie vom wahren Glauben abgefallen seien – und umgekehrt. Dass Schiiten und Sunniten sich gegenseitig an-

greifen, ist zwar nicht neu, aber in diesem Ausmaß und in dieser Grausamkeit hat man das früher nicht gesehen. Früher haben sie sogar untereinander geheiratet. Heute wird der Hass gezielt und bewusst geschürt. Keiner weiß mehr um den religiösen Kern des Konflikts. Wenn irgendetwas verständlich wäre, könnte man ja noch etwas dagegen tun...

Frieden findet nicht nur im Großen statt, sondern auch im Nahbereich. Wir haben Sunniten und Schiiten in der Klinik angestellt und beide arbeiten problemlos zusammen. Ich weiß nicht einmal, wer der einen oder der anderen Richtung angehört. Bei uns ist das nicht wichtig. Es ist ein Konflikt mit einer Geschichte gegenseitiger Verketzerung. Heute aber geht es um Macht und um die politische Instrumentalisierung der Religion. Menschen sollen entzweit werden aus machtpolitischen Interessen. Dahinter stehen offensichtlich Menschen, die den Konflikt befeuern und die Spaß daran haben, wenn andere unglücklich werden. Ich weiß nicht: Ist es die Lust an der Zerstörung oder Macht über andere? Das ist das Böse.

Aber nicht nur das Verstehen der Hintergründe ist wichtig. Gerade weil dieser Teil der Welt, in dem wir arbeiten, von Gewalt geprägt ist, ist es mindestens ebenso entscheidend, dass wir Gegenmodelle anbieten. Schon in den 80er Jahren, als wir mit dem Leprateam in den Stammesgebieten von Afghanistan unterwegs waren, haben wir kein Gewehr im Jeep erlaubt. Wenn Mudjahedins angriffsbereit standen, ging einer von uns aus dem Jeep auf sie zu und sagte: „Überlegt es euch, wir sind unbewaffnet.“ Es fiel nie ein Schuss. Wenn wir mit Gewehr ausgestiegen wären, hätten die natürlich geschossen. Gerade in einer Kultur, die auf Waffen so viel Wert legt, ist der Verzicht darauf ein starkes Zeichen, das auch verstanden wird. Das gilt immer noch. Karachi ist heute eine Stadt der Gewalt. Das Militär zeigt starke Präsenz. Schwerebewaffnete sind überall in der Öffentlichkeit, zu sehen, in den Straßen patrouillieren Soldaten, Männer mit sichtbar getragenen Pistolen und MGs stehen vor Geschäftseingängen. Waffen aller Kaliber sind offen zugänglich und leicht zu besorgen... Wir haben keine massiven Sicherheitsmaßnahmen. Aber auch keine Sicherheitsprobleme. Heute stehen Patienten vor der Tür unseres Krankenhauses, die sich darum kümmern, dass kein Chaos ausbricht. Das heißt natürlich nicht, dass nichts passieren könnte. Als unser Behindertenheim in Mangopir angegriffen wurde und zwei Wachleute erschossen wurden, haben die anderen wohl gefragt: Sollen wir hier bleiben? Aber es hat kein einziger aus dem Personal oder von den Schutzleuten verlangt: Jetzt müssen Sie uns bewaffnen. Wir haben uns geweigert, Schutzgeld zu bezahlen. Obwohl eine von Deutschen geführte Fabrik in Mangopir auf die Schutzgeldforderungen eingegangen ist. Natürlich bleiben wir nicht nur bei dem Nein, sondern versuchen, strukturell und effektiv etwas zu tun gegen die Gefahr neuer Gewalttaten. Wir haben uns an die höchste Regierungsspitze gewandt, mit der Forderung, dort in Mangopir eine effiziente Polizeistation einzurichten. Es ist auch etwas geschehen. In diesen Tagen gerade kann man überall in der Stadt die Schüsse hören. Der neue Staatspräsident hat verkündet, er würde ungewöhnliche Methoden benutzen und Karachi würde wieder normal werden. Wenn ich frühmorgens in die Messe fahre, habe ich allerdings den Eindruck, dass wir besetzt sind: Soldaten überall. Kontrollen. So kann man keinen Frieden machen.

Friedensarbeit ist nicht nur, aber auch Aufgabe der Politiker. Dass Waffenarsenale insgesamt abgebaut werden, dass Waffenhandel eingeschränkt wird, dass Giftgas- und Atomwaffen tabuisiert werden, das ist für den Frieden in der Welt zentral. Das ist eine strukturelle Aufgabe.

Und was vor allem wichtig ist: Ein dauerhafter Frieden ist ohne Gerechtigkeit nicht vorstellbar. Gerade in Zeiten der Globalisierung hat die Forderung nach Gerechtigkeit eine neue Qualität. Das Geschäftsmodell der globalisierten Wirtschaft besteht doch darin, dass Waren in den Ländern produziert werden, in denen die Löhne am niedrigsten sind. Die Märkte und die Produktionsorte rücken näher zusammen. Die Unternehmen in Pakistan geben wenig Geld aus für Sicherheitsvorkehrungen, um damit ihre Gewinnspanne noch zu steigern. Die Arbeiterinnen arbeiten für wenig Geld, das vielleicht gerade für den Reis und Gemüse und die Wohnung im Slum reicht. Pakistanische Textilfabriken liefern günstig... Es sollte die Deutschen interessieren, auf welchem Boden diese günstigen Produkte hergestellt werden. Natürlich führen sie das in den Westen aus und natürlich werden die günstigen Preise auf dem Rücken der Arbeiterinnen kalkuliert...

Kann auch ein Einzelner etwas tun? Die Antwort ist eindeutig: ja! Selig, die am Frieden arbeiten, so steht es in unseren heiligen Büchern. Oft sind es schon ganz kleine Dinge, die helfen.

Manchmal auch ganz bescheidene Gesten. Wie dieser Tage: Das Team machte sich auf den Weg von

Orangi zurück ins MALC-Krankenhaus in Karachi. Ich sitze wie gewöhnlich vorne auf dem Beifahrersitz. Nach ein paar hundert Metern sehe ich einige Burschen auf einer Böschung stehen, Steine in den erhobenen Händen. Es scheint, als würden sie die Steine gleich werfen wollen. In diesem Moment habe ich einen Impuls – und winke diesen Jungen einfach zu. Die Hände mit den Steinen sinken nach unten, die anderen Hände winken zurück...

Wie das klappen kann: Frieden stiften? Man muss wohl Humor haben, cool bleiben, Dinge so sehen, wie sie sind, damit einem das einfällt, was jeweils angebracht ist. Mut haben, dass man von sich absehen kann... Und noch etwas ist nötig: Geduld und Konsequenz: Wenn man konsequent auf dem Friedensweg bleibt, bleibt auch dem anderen kaum etwas anderes übrig, als seine Methoden noch einmal zu überdenken. Wichtig ist zudem, sich nicht auf Intrigen einzulassen, nicht mit den gleichen Waffen zurückzuschlagen. Wie gesagt: Manchmal braucht es einen langen Atem, um zum Frieden zu kommen. (S. 151-164)